

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14.Mai 1997

Heroisch, nicht idyllisch

Der Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Meier-Graefe

Julius Meier-Graefe und Hugo von Hofmannsthal bezeugten einander nicht nur Respekt, sie verständigten sich auch über das Programm einer ästhetischen Erziehung. Eine Steigerung des Lebens durch Kunst schien beiden Autoren notwendig zu sein, da man in Deutschland lediglich einen „Sinn für das Stoffliche und seine Nachgeburt, das Sentimentale“ aufbringe. Während Hofmannsthal einen Mangel an Verständnis für die eigentümliche und folgerichtige Entwicklung, den „dunklen organischen Zusammenhang“ eines Œuvres beklagte, wollte Meier-Graefe das Augenmerk auf Material und Technik lenken. Denn gerade in diesen vernachlässigten Seiten der Kunst offenbare sich das Wesen ihres Schöpfers. Die Differenzen in der Beurteilung einzelner Künstler oder Werke waren indessen erheblich, wie der erstmals veröffentlichte Briefwechsel zeigt („Hugo von Hofmannsthal - Julius Meier-Graefe. Briefwechsel“, hrsg. von Ursula Renner, in: Hofmannsthal-Jahrbuch zur europäischen Moderne, Bd. 4, Rombach, Freiburg 1996).

Im Zuge der Verhandlungen über Hofmannsthals Beteiligung an einer Reihe von Mappenwerken, die Meier-Graefe als Publikation der von ihm gegründeten Marées-Gesellschaft plante, kam es zu einer Debatte über die Eignung der für das „Ariadne“-Projekt vorgeschlagenen Illustratoren. Den von Seiten des Kunsthistorikers ins Spiel gebrachten Willi Nowack verglich Hofmannsthal naserümpfend mit Renoir. Gegen seinen Kandidaten Erich Klossowski wurden keine grundsätzlichen Einwände erhoben, doch Meier-Graefe fürchtete, daß er den richtigen Ton verfehlen und allein die Idylle, nicht die „groteske Nuance“ betonen würde. Worauf der Autor pikiert entgegnete, seine „Ariadne“ sei im Kern „heroisch, nicht idyllisch“.

Auch über den Schriftsteller Rudolf Pannwitz konnten die Briefpartner sich nicht recht einigen, obwohl sie ihn beide unterstützten. Hofmannsthal glaubte in Pannwitz, der vor allem mit Texten zu Ästhetik und Politik hervorgetreten war, einen außergewöhnlichen Dichter zu erkennen. Meier-Graefe sah ihn nüchterner: Er fand dessen Schriften etwas „verdickt und verquollen“ und von einem Geist durchweht, dem die Märtyrerattitüde des späten Nietzsche anhafte.

Medium der angestrebten ästhetischen Erziehung des Volkes war beiden Schriftstellern die Sprache. Um ein möglichst großes Publikum zu erreichen, suchte Meier-Graefe für seine

Reihe eine Form, „die leserlich ist wie ein Kochbuch“. Der Adressat dieser Botschaft war, man ahnt es schon, skeptisch: Zwar strebe auch er, Hofmannsthal, eine klare Sprache an, doch sei dieses Ziel nur dort erreichbar, wo die Sprache wie in Frankreich als „„sociales' Vehikel““ funktioniere, und das sei „bei uns nicht der Fall“.

In die Korrespondenz sind Briefe aus dritter Hand eingestreut, die die gemeinsamen mäzenatischen oder publizistischen Unternehmungen beider betreffen. Eingefügt ist auch die Passage aus der 1910 erschienenen „Spanischen Reise“ Meier-Graefes, die als fiktiver Brief an Hofmannsthal, hier als „Loris“ angesprochen, formuliert ist. An einem dramatisch in Szene gesetzten Ort, dem Amphitheater von Sagunt, entschließt sich Meier-Graefe zu einem Bekenntnis. Er gesteht dem bewunderten Freund, der zur selben Zeit in Delphi weilt, die schmerzlichen Empfindungen der Unterlegenheit und des Neides. Metaphernreichen Trost findet er im Wissen um eine Gemeinsamkeit: „Ich sitze hier auf einer Ruine, und Sie sitzen auf einer anderen.“

BEATE SÖNTGEN